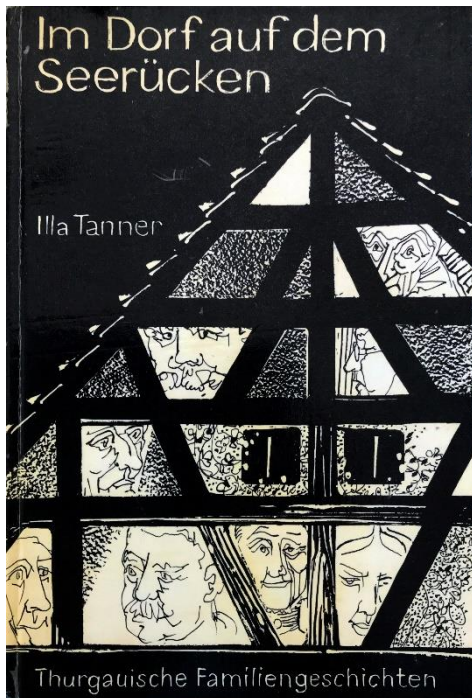


Illa Tanner

Im Dorf auf dem Seerücken

Verlag «Gute Schriften», Basel, 1970 – 1. Kapitel



Auf meinem blauen Bauernkasten ist ein Dorf abgebildet. Es heisst Wäldi und liegt im Thurgau auf dem Seerücken, der langgestreckten Erhebung zwischen Untersee und Thurtal.

Die obere Türfüllung zeigt Wäldi in seiner Werktagsgeschäftigkeit. Im Hintergrund türmen sich schwarze Gewitterwolken über dunkeln Tannenspitzen. Vom Waldrand bis zum Dorf drängen sich die grünen Kugeln der Obstbäume so nahe zusammen, dass man kein Stücklein Wiesengrund sieht. Die äussersten Häuser tauchen nur mit ihren braunen Dächern aus dem Obstbaumwald hervor. Oben im Dorf steht die Kirche mit dem spitzen Turm. Von dort schwingt sich die Strasse in einem sanften Bogen an den Riegelhäusern vorbei zum Dorfplatz mit dem Pumpbrunnen. Eben treibt ein Bauer eine Reihe Kühe zur Tränke.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts, als mein Onkel den Kasten malte, mussten die Bäuerinnen noch das Wasser vom Dorfbrunnen holen. Sie stellten den leeren Kupferkessel unter die Röhre, bewegten den Pumpenschwengel auf und ab, damit der Wasserstrahl aus der Röhre schoss. Den gefüllten Kessel hoben sie auf den Kopf und schritten mit der Last stolz aufrecht nach Hause. Wenn eine ungeschickte Anfängerin den Kopf nicht still halten konnte, schwappte das Wasser über, netzte bald den Bauch,

bald den Rücken. Lag der Dorfplatz unter der Sommerhitze verlassen da, tappten flinke Barfüssler verstohlen durch den Staub zum Brunnen und hängten sich an den Schwengel. Kaum quietschte er, wurde gewiss irgendwo ein Fenster aufgerissen, und eine Stimme polterte: «Vom Bronne ewäg!»

Die untere Füllung des Kastens zeigt den Dorfsonntag. Frauen und Männer wandern im dunkeln Sonntagsstaat der Kirche zu. Aus dem Haus gegenüber tritt der Herr Pfarrer und schreitet im Talar über die Strasse, denn im Dorf steht kein Pfarrhaus, so dass der Pfarrer früher mit dem Chaislein aus dem Nachbardorf geholt werden musste. Hinter dem Pfarrherrn sehe ich den Herrn Lehrer mit dem Choralbuch. Seine Sonntagschuhe sollen gequietscht haben.

Das hat mir meine Mutter erzählt. Sie hat in dem Haus mit den zwei Kastanienbäumen und dem Dorfladen gewohnt, das man auf dem Werktagbild neben dem Pumpbrunnen sieht. Wir Kinder haben immer wieder bei ihr um eine Dorfgeschichte gebettelt und wussten darum genau, wer unter den roten und braunen Dächern lebte.

Im Haus mit den braunen Riegeln hauste in einer Dachkammer das Liseli, ein altes, buckliges Jüngferlein. Als Waisenkind war es nirgends richtig daheim gewesen, hatte bei Verwandten das Gnadenbrot gegessen und dafür tüchtig arbeiten müssen. Einmal fiel es beim Heustampfen von der Bühne aufs Tenn hinunter. Es konnte nicht mehr aufstehen und klagte über Schmerzen im Rücken. Man hob es auf, legte es auf seinen Laubsack: «Für was au en Tokter, da werd scho selber wieder besser.» Aber es wurde lange nicht mehr besser, und als Liseli endlich wieder von seinem Lager kriechen konnte und auf seinen zittrigen Beinen stand, vermochte es seinen Oberkörper nicht mehr aufzurichten, konnte nur noch vornüber geneigt gehen, als wolle es am Boden etwas suchen. Es konnte keine Erdäpfel mehr auflesen, kein Beet hacken, kein Wasser vom Brunnen schleppen. Es lernte nähen und flicken, sass den ganzen Tag in der Kammer, stopfte die groben Socken der Knechte und plätzte Bubenhosen, ein Leben lang.

Als es alt war und immer noch auf seinem Stühlchen sass und nähte, spielte oft das Büblein eines entfernten Verwandten in seiner Kammer. Fritzli hatte «böse Augen». An einem Auge wat die Hornhaut getrübt. Es sah aus, als wäre ein Häutlein über die Pupille gewachsen. «Er hat den Star», sagte man im Dorf, «wenn das arme Büblein nur nicht auf beiden Augen blind wird!»

Liseli hing an dem Büblein, das zu seinen Füessen mit leeren Fadenspulen spielte. Fritzli war ungleich ärmer als Liseli, das seine beiden Augen gebrauchen und, wenn es den Kopf mühsam hob, die roten Apfel auf den Bäumen sehen konnte. Sogar die

weissen Wolken am Himmel erkannte es, wenn es den Kopf drehte und schräg aufwärts schielte.

Entschlossen griff Liseli zu seinem Fläschchen Wunderbalsam, mit dem es schon manches Übel vertrieben hatte, tauchte eine Feder hinein und bestrich das «graue Häutlein». Das Büblein schrie, aber Lisli strich jeden Tag den Balsam darüber, liess nicht nach, bis das Auge wieder klar war.

«Das Liseli hat dem Fritzli das Augenlicht gerettet», sagten die Leute im Dorf.

Ein Arzt hätte es nicht besser machen können. Er hätte zwar nicht fälschlich vom «Star» gesprochen, sondern von «Keratitis herpetica». Das Geschwürlein, das sich bei dieser Viruskrankheit auf der Hornhaut bildet, hätte er mit einem Instrument sorgfältig abgeschabt und dann das Auge mit Jod desinfiziert, im Prinzip das gleiche, das Liseli mit Feder und Wunderbalsam getan hatte.

Woher es nur seine Kenntnisse hatte ?

Die Bäuerinnen mochten das bucklige Jüngferlein gut leiden. Mancher Teller Suppe, manches Schüsslein Gemüse oder am Sonntag ein Stücklein Fleisch wurden von den Nachbarinnen in seine Kammer getragen.

Einmal hatte Ihm eine Bäuerin, der es gestopfte Socken gebracht hatte, zu den paar Batzen ein grosses Stück Birnenwecken geschenkt. Es trippelte hastig durchs Dorf, den Wecken in der Wachstumtasche. Zu Hause wollte es einen Zichorienkaffee kochen und den Wecken darin stupfen. Da sah es beim Brunnen einige Burschen stehen. Liseli drückte sich an den Miststöcken vorbei auf seine Haustür zu. Aber so klein es sich auch machte, die Burschen sahen es doch.

«Liseli », rief einer, «Liseli! In der letzten Nacht ist das Käuzlein über dein Hausdach geflogen und hat gerufen: Liseli, chomm! Liseli, chomm!»

Zitternd vor Angst stolperte es in seine Kammer. Das Käuzlein hatte ihm gerufen, es musste sterben! Die Tasche fiel zu Boden, der Wecken rollte heraus. Es mochte ihn nicht aufheben, mochte keinen Kaffee kochen. Es fürchtete sich, so hing es an seinem Leben.

Im gleichen Haus, in einer Kammer zur ebenen Erde, sass abends die alte Line und spann. Sie war ein mürrisches Frauenzimmer. Niemand mochte sie leiden. Tagsüber trug sie für den Bäcker Brot aus, stiess es in einem alten Kinderwagen bis zur Mühle im Nachbardorf. Vor Weihnachten wölbte sich die Wachstumdecke auf ihrem Wägelchen hoch. Ein Duft von frischen Butterzöpfen und Eirringen umschwebte das armselige Gefährt, und die Kinder, die sich sonst vor ihr versteckten, liefen lüstern herbei, wenn sie in den Bauernhäusern die Zöpfe, Ringe und « Elggermannen » mit den Rosinenaugen auspackte.

Aber keines besuchte sie je in ihrer Kammer.

Hin und wieder schlurfte sie beim Nachbarn Abraham Schüppli in die Stube und fragte nach der Zeitung. Dann setzte sie sich ans Fenster und las das Blatt durch vom Leitartikel bis zu den Todesanzeigen, während sie die Worte mitflüsterte. War sie fertig, so ging sie ebenso still hinaus, wie sie gekommen war.

Wenn sie sich gar zu einsam fühlte in ihrer kalten Kammer, müde war vom Brotaus-tragen und das Spinnen ihr zuwider war, sass sie reglos auf ihrem wackligen Stuhl und stierte zum Fenster hinaus. Im Nachbarhaus sass der Schneider am Fenster und nähte Knöpfe an. In des Schneiders Wandkasten in der Stube stand eine Flasche, und an diese Flasche musste die alte Line denken. Nichts anderes hatte mehr Platz in ihrem Kopf. Sie musste ihre müden Füsse wieder in die Schuhe zwängen und beim Schnei-der anklopfen. Sie brachte einige stolpernde Sätze über das Wetter und die schlech-ten Wege hervor, musste aber immer wieder zum Kasten hinüber schielen. Schliess-lich erbarmte sich der Schneider und goss ihr ein Gläschen ein. Langsam liess sie den Schnaps durch die Gurgel rinnen. Ihr wurde so warm, so wohl, die Füsse wurden leicht. Sie riss das Kopftuch ab, ward die grauen Haarsträhnen zurück, und dann be-gann sie zu singen: «All no ledig! All no ledig!»

Die Kinder, die auf der Strasse den rauhen Gesang hörten und das krächzende La-chen, das ihn immer wieder unterbrach, blieben stehen. Ein Gruseln bannte sie fest, bis sie sich schliesslich losreissen konnten und heimwärts rannten.

Nur die Mutigsten pirschten sich im Dunkel an Lines Kammerfenster. Sie sass im Schein des Petrollichts auf einer alten Stabelle und spann. Aber sie trat nicht das Spinnrad. Wie die böse Fee im Märchen vom Dornröschen liess sie die Spindel kreisen, das spitze Ding, welches die Prinzessin in den Finger gestochen hatte. Die Petrol-lampe warf den Schatten der Line gross an die Wand. Mit der langen Nase, dem Kopf-tuch eine richtige Hexe!

Von all den Geschichten, die mir meine Mutter erzählte, wollte ich die von den bei-den alten Weiblein immer wieder hören. Es gab auch lustige Geschichten, die vom Zi-geuner mit dem Tanzbär, vom Bad im Feuerweiher und dann die ganz besonders schönen Erzählungen von den Blumen im Wald und von der Königin Hortense und ih-rem Sohn, dem Prinzen Louis Napoleon.

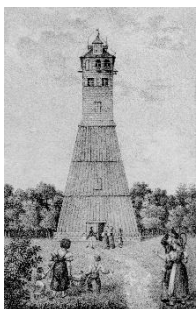
Das Dorf mag um 1825, als die Napoleoniden auf dem nahen Schlösschen Arenenberg im Exil lebten, nicht viel anders ausgesehen haben als auf meinem Kastenbild. Für die Herrschaften war das bescheidene Dorf wohl ein Idyll in einer verträumten Land-schaft, wenn sie in ihrer Kutsche über den Seerücken ins Thurtal zu Freunden fuhren

oder wenn sie im nahen Dorf Gunterswil einkehrten, um beim befreundeten Pfleger geronnene Milch und Roggenbrot zu essen. Die Bäuerinnen, die in ihren blauen, weissgetupften Arbeitskleidern mit den weissen Leinenärmeln auf den Feldern arbeiteten, streckten wohl für einen Augenblick den müden Rücken und sahen der Königin und ihren Damen nach. Zierliche Sonnenschirme beschatteten die grossen Schutenhüte mit den nickenden Federn und den seidenen Bändern.

Der Prinz, der prächtige Pferde besass, liebte es, am See und in den Wäldern zu reiten. Ein Bild von Cottreau im Schloss Arenenberg zeigt ihn in einer winterlichen Landschaft. Der junge Mann führt ein Pferd einen verschneiten Weg zum Schloss empor. Im Hintergrund leuchtet ein weisses Segel auf dem Untersee.

Damals hatte die Naturschwärmerei der Romantik die Augen für die Schönheiten der Landschaft geöffnet. Entzückten schon die stillen Wälder, die blühenden Wiesen des Seerückens die empfindsamen Gemüter, so riss die Aussicht sie zur Begeisterung hin. Kamen sie vom Untersee herauf und wandten sich noch einmal nach Norden um, bevor sie in die Wälder eintauchten, sahen sie zu Füssen den See zwischen seinen blühenden Ufern liegen, eine ganz unheroische Landschaft, die mit ihrer Heiterkeit den Betrachter froh stimmte. Die Insel Reichenau mit der alten Klosterkirche, die fern im Dunst verdämmernden Vulkankegel des Hegau mit den Schlossruinen erzählten von der Zeit des frühen Mittelalters, als vom Kloster im See das Christentum in den Wäldern Alemanniens ausgebreitet wurde.

Wenn sie aber von der Höhe des Seerückens gegen Süden blickten, öffnete sich ihnen, besonders bei Föhnwetter, eine grossartige Landschaft. Jenseits des Thurtales bauten sich die Voralpen auf, dahinter erhoben sich die Alpen, zogen sich in langer Kette von den Vorarlberger Höhen bis zu den Berner Riesen.



Seit Hortense, die Stieftochter Napoleons I. und ehemalige Gattin seines Bruders Louis, auf Arenenberg lebte, reisten viele Bonapartisten an den Untersee. Sie stiegen auf Schloss Woltsberg in der Fremdenpension des französischen Obersten Charles Parquin ab.

Die Aussicht in die Alpen begeisterte ihn und seine Gäste so, dass er auf dem nahen Hügel «Hohrain» einen hölzernen Aussichtsturm bauen liess.

Eine meiner Urgrossmütter, die Grossmutter meines Vaters, hat ihren Enkeln oft von der Königin erzählt. Margarete Fehr, 1817 in Mannenbach geboren, hatte in ihrer Jugend im Schloss als Mägdlein gedient. Das Kind aus dem bescheidenen Haus des Kahnführers am See trat ganz verwirrt in den Salon der Königin.

Die Wände und die Decke waren gestreift, dass der Raum aussah wie ein Zelt. Aber in einem glitzernden Kronleuchter steckten viele Kerzen. Von den Wänden schauten aus Goldrahmen die berühmten Verwandten der Königin in goldbestickten Uniformen. Am meisten bewunderte Margarete das Tafelklavier. Oft sass die Königin Hortense, die man jetzt nur noch «Frau Herzogin » nannte, in ihrem seidenen Kleid davor. Ihre Finger liefen behend über die Tasten, dazu sang sie: «Partant pour la Syrie...»

Einmal lief das Mägdlein verstoßen in den Salon. Es glaubte, die Frau Herzogin sei ausgegangen. Sein Gespänlein aus der Küche, auch ein Kind aus dem Dorf am See, huschte herein. Da begann eines ganz zaghaft mit seinen von der Arbeit rauhen Fingern auf die Tasten zu tippen. Bald spazierten die Finger der beiden immer kecker darüber, die Töne purzelten immer übermütiger durcheinander, und da, auf einmal lachte jemand herzlich auf. Die Frau Herzogin stand auf der Schwelle und lachte und lachte.

Später, als Prinz Louis Napoleon Kaiser der Franzosen geworden war, verödete die Fremdenpension auf Schloss Woltsberg. Der Turm auf Hohrain brannte ab, niemand baute ihn mehr auf. Keine Fremden freuten sich mehr an der stillen Landschaft auf dem Seerücken.

Im Winter zeigte sich kaum je ein Auswärtiger. An Weihnachten kam ein Prediger aus Konstanz durch den Schnee heraufgestapft und erzählte den Kindern in der Sonntagschule eine Geschichte unter dem Christbaum. Hie und da schaute der Viehhändler Dreyfuss in die Ställe.

Im Frühling zogen namenlose Zigeuner und Handwerksburschen, die man gleich wieder vergass, von Konstanz her durchs Dorf ins Thurtal hinunter.

Nur einen einzigen, der im Sommer öfters von Konstanz hergewandert kam, vergassen die Leute im Dorf nie. Er hatte eine Blume oder einen Grashalm zwischen den Lippen, wenn er sich im Garten des «Rössli » auf einer Bank niederliess. «Willkomm», sagte die Wirtin und reichte ihm die Hand. In kleinen Schlücken trank er den Most. Er schnitt ein wenig Bauernbrot ab, legte ein Schnittchen Speck darauf. Aus den Scheunen duftete berauschend das gärende Heu. Hin und wieder schloss er die Augen, lauschte auf die Geräusche im Dorf. Ein Hund zog an seiner Kette und bellte, Sperlinge tschilpten, zwei Hühner zankten sich, ein Wagen rumpelte über eine Tenne, der Pumpenschwengel quietschte, irgendwo in einem Garten sang ein Mädchen vor sich hin.

Hatte er die Zeche bezahlt, so schritt er zum Friedhof, setzte sich aufs Mäuerchen. Grillen zirpten, Bienen summten um den Rosenstock auf dem nächsten Grab. Hier auf

dem Dorffriedhof wollte der Mann aus Konstanz einmal begraben sein. Er hatte schon die Gemeinde um Erlaubnis gebeten.

Als dann eine Zypresse auf seinem Grab stand und man auf dem hölzernen Kreuz lesen konnte, dass da ein Rudolf Schwarz begraben liege, musste seine Haushälterin Jahr für Jahr, solange sie lebte, kleine Geschenke an die Dorfkinder austeilen.

Jeden Sommer einmal fuhr von Konstanz her eine Kutsche ins Dorf. Die Kinder liefen hinter ihr her bis zur Wirtschaft «zum Anker». Zwei alte Damen stiegen aus, rauschten mit ihren langen schwarzen Röcken ins Wirtshaus. Möglichst still und gesittet warteten die Kinder draussen, bis die Damen sich am Wirtstisch gestärkt hatten.

Dann kamen sie mit ihren grossen Taschen vors Haus.

Die Hände in den fingerlosen Filethandschuhen griffen tief hinein, zogen Nadelbüchsen, Fingerhüte, kleine Büchlein mit lehrhaften Geschichten hervor, Schätze für die Dorfkinder.

Als auch die Grossmutter auf dem Dorffriedhof lag; verkaufte der Grossvater das Haus mit den Kastanienbäumen und zog weg. Meine Mutter mochte nachher das Dorf nicht mehr besuchen. Wir kannten es nur aus ihren Erzählungen und von den Bildern, die ihre Brüder gemalt hatten. In den Bildern und Geschichten schwingt ein Heimweh nach dem Dorf mit, das die zu Städtern Gewordenen nie ganz verliess. Darum baute ich mir ein Traumdorf auf mit frisch bemalten, lustigen Riegelhäusern, Gärten voll Sonnenblumen und Dahlien und freundlichen Bäuerinnen, welche alte Weiblein beschenkten. Ich bettelte immer wieder, meine Mutter möge mir das Dorf einmal zeigen.

Aber als sie mich durch die Dorfstrasse führte, waren das Liseli und die Line schon lange tot. Der Pumpbrunnen war weg, und ich hatte doch mit dem Schwengel quetschen wollen. Das Postauto stob durch die verbreiterte Dorfstrasse. Im Laden stand eine fremde Frau.

«Das ist nicht das Dorf aus deinen Geschichten! Gehen wir heim!» wollte ich die Mutter wegziehen.

«Du hast dir ein Traumdorf aufgebaut», sagte sie und blieb vor ihrem Elternhaus stehen, «in dem Haus da hat deine Grossmutter wenig Zeit zum Träumen gefunden. Ich muss dir mehr von ihr erzählen. Dann kannst du das Dorf auch gern haben, so wie es in Wirklichkeit ist.»